

1. Forum Architekturwissenschaft
**Produktionsbedingungen der Architektur
Zwischen Autonomie und Heteronomie**



Berlin, 12./13. Dezember 2014
www.architekturwissenschaft.net

ABSTRACTS des 1. FORUM ARCHITEKTURWISSENSCHAFT

Produktionsbedingungen der Architektur

Zwischen Autonomie und Heteronomie

Kapitalverwertungsinteressen, rechtliche Regulierungen, Baunormen, genauso wie die Eigenschaften von Baumaterialien und -techniken werden von Architekten/-innen häufig als externe Einschränkungen verstanden, die das Entwerfen mitbestimmen. Der Bauprozess wird aus dieser Sicht als ein scheinbar überregulierter Weg zum fertigen Bauwerk angesehen. Was geschieht aber, wenn man nicht nur Ideen und Entwürfe betrachtet, sondern die Materialien und Arbeitskräfte, die Technologien und die Bauindustrie und die Wirkmacht des Kapitals ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt? Wie können die unterschiedlichen Grade von Entscheidungsfreiheit der am Bau Beteiligten erfasst und bewertet werden? Welche Folgen hätte diese Sichtweise für eine Wissenschaft, Geschichte und Theorie der Architektur?

Die Tagung richtete den Blick stärker auf jene Bedingungen, denen die Architekten/-innen während der Finanzierung, Planung und Ausführung eines Bauwerks unterliegen, um eine breitere theoretische Diskussion über die Rahmenbedingungen der Architektur bzw. des Bauens in geschichtlicher wie aktueller Perspektive anzuregen.

Keynotes:

Jörn Janssen (European Institute for Construction Labour Research, London)

Michael Müller (Universität Bremen)

Konzeption & Organisation:

Tilo Amhoff (University of Brighton), Henrik Hilbig (TU Dresden), Gernot Weckherlin (FU Berlin)

Gastgeber:

Martin Kieren (Beuth Hochschule für Technik Berlin)

Ort und Zeit:

12. und 13. Dezember 2014, Beuth Hochschule für Technik Berlin

Jörn Janssen

European Institute for Construction Labour Research, London

Architekt im Arbeitsprozess der Bauproduktion: scheinselfständig

Diese Konferenz über die Produktionsbedingungen der Architektur stellt den Architekten ins Zentrum und fragt unter welchen Bedingungen er handelt, selbstbestimmt oder fremdbestimmt. Dies ist zugleich die Frage danach, wie er unter gegebenen Bedingungen entwerfen kann. Dabei fällt sogleich auf, dass der Architekt als Spezialist der Baugestaltung frühestens im Klassizismus in Erscheinung trat, anders gesagt, damit eine Komponente kapitalistischer Arbeitsteilung im Bauen verkörperte. Es ist also die Transformation gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse, welche das Handlungsfeld des Architekten bestimmt.

Die gebaute Umwelt ist das Produkt der Lohnarbeit und daher erklären sich die Transformationen innerhalb dieser Stufe der Weltgeschichte aus den Wandlungen des Lohnarbeitsverhältnisses. Mit der Entwicklung der Lohnarbeit entstand der Arbeitgeber, auch Unternehmer, Kapitalist, Aktiengesellschaft, und bestimmte die vertikale Arbeitsteilung ebenso wie das Eigentum als ein Medium der Herrschaft im Prozess der Aneignung natürlicher Ressourcen. Anstatt von der Figur des Architekten auszugehen, der in der Geschichte eine ephemere Erscheinung ist, gewinnt man vielleicht ein weniger eingegrenztes Bild, wenn man von seiner Bestimmung in der Produktion der gebauten Umwelt und den Veränderungen in der Arbeitsteilung, denen er unterworfen ist, ausgeht.

Wenn es sich in Bezug auf das Thema der Konferenz um die Unterscheidung zwischen Arbeitgeber-Autonomie und Arbeitnehmer-Heteronomie handelt, so ist dies ein wahrhaft komplexes Thema. Lohnabhängige und scheinselfständige Architekten arbeiten ja nicht nur für sogenannte „selbständige Architekten“, sondern diese „Selbständigen“ wiederum für Auftraggeber oder „Bauherren“. Sie sind also in Auftragsketten, die über die Grenzen der Bauproduktion hinausreichen und innerhalb der Bauproduktion verschiedenste Formen annehmen, eingespannt. Die virtuellen Grenzen des Berufsfeldes des Architekten verschwimmen vollends.

Sektion 1 — Kapital und Akteure

Stärker noch als in den vermeintlich ‚freien‘ Künsten wird ein Bauwerk durch eine Person, Personengruppe oder Körperschaft bestimmt, welche mit dem Bauwerk ihre — oft vielfältigen — Bedürfnisse befriedigen möchte und die dafür notwendigen meist erheblichen finanziellen Mittel bereitstellt. Ob dies nun Barockpäpste, Terraingesellschaften, Immobilienfonds oder Familien sind, die sich ein beschauliches Häuschen im Grünen erhoffen, immer stellt sich die Frage nach dem komplexen Beziehungsgeflecht, das die Position der Architekten/-innen mitbestimmt. Die Baufinanzierung sowie die Kalkulation, Begrenzung und Aushandlung von Risiken jeglicher Art aber auch die Wünsche und Vorstellungen der Bauherren sind wesentliche Einflussfaktoren auf jede Architektur, für die der Idealfall eines über nahezu unbeschränkte Mittel verfügenden und gleichzeitig auch ästhetisch anspruchsvollen Bauherrn fast immer nicht gilt. Wie aber wirken solche Gestaltungsvorgaben, finanzielle Zwänge und die Abwägung von Risiken konkret? Welche Beziehungen konstituieren sie zwischen den am Bau beteiligten Personen, Institutionen und Unternehmen? Welche Abhängigkeiten aber auch Freiräume existieren für die einzelnen Akteure?

Moderation: Henrik Hilbig

Matthias Albrecht Amann

Augsburg

Städtebau in der unsichtbaren Stadt

Es ist eine bei Politikern äußerst beliebte rhetorische Figur, bei der Einweihung einer Baumaßnahme, die mit Mitteln der Städtebauförderung kofinanziert wurde, zu konstatieren, man sähe einer Stadt an, ob die Städtebauförderung dort bereits tätig war. Wenn man das politische Kalkül dieser Behauptung — zu unterstreichen, dass viele Baumaßnahmen ohne den staatlichen Zuschuss für Kommunen schlicht nicht leistbar wären — ausblendet, entpuppt sie sich als reichlich gewagt. Denn die Städtebauförderung ist natürlich unsichtbar. Sie ist nichts anderes als eine mit viel Geld unterlegte politische Agenda, die sich erstmals 1971 in einem Bundesgesetz manifestierte. Seither wurden die Ziele, die mit dem Anreizsystem staatlicher Städtebauförderprogramme verfolgt werden, beständig erweitert. Das materielle Bauwerk, das mit den so gewidmeten Fördermitteln saniert oder errichtet wird, ist damit Projektionsfläche eines komplexen politischen Zielesystems. Für die Frage, ob eine Baumaßnahme wert ist, bezuschusst zu werden, spielt ein umfassendes Verständnis des Begriffs „Städtebau“ die entscheidende Rolle. Schließlich steht der Fördergeber vor der Aufgabe, eine Fördersumme zu definieren, die unter Würdigung der städtebaulichen Dimension eingesetzt wird, um das Vorhaben angesichts klammer Kommunalhaushalte überhaupt Wirklichkeit werden zu lassen.

Es sollen die Hilfskonstruktionen beleuchtet werden, die zum Einsatz kommen, um diese Aufgabe zu bewältigen. Diskutiert werden der Begriff der „städtebaulichen Mehraufwendung“, das „integrierte städtebauliche Entwicklungskonzept“ und diverse in Verwaltungsvorschriften verankerte „Fördervoraussetzungen“. Bauen präsentiert sich dabei als Ergebnis eines verwaltungstechnischen Selektionsprozesses. Dessen Kern ist die Umsetzung politischer Ziele in Verwaltungsvorschriften, die Ausfüllung von Ermessensspielräumen und die Einspeisung von Nachsteuerungsoptionen in den politischen Willensbildungsprozess. Und natürlich das materielle Gebäude in der Dichotomie von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit.

Oliver Ziegenhardt

Bergische Universität Wuppertal

Der Traum vom guten Fürsten

Welche Rolle spielt die Kultur des Bauherren im Produktionsprozess von Architektur? Ist es stark überzeichnet, schon die Begriffswahl des Bau-„Herren“ als tendenziell antidemokratisch und gemeinschaftsfeindlich einzustufen? Ist es paradox, dass „Demokratie als Bauherr“ auftreten kann? Und läuft ein Entscheidungsprozess, an dem zwar längst nicht alle, aber doch etliche etwas mitzureden haben, nicht zwangsweise auf das Unästhetische hinaus?

Über die gegenwärtigen Projekte im Diskurs einer sogenannten „kritischen Rekonstruktion“, das Stadtschloss in Berlin und die Frauenkirche in Dresden, ist schon viel geschrieben worden, allerdings schießt dies meist am zentralen Moment vorbei — dem „Habenwollen“. Dieses scheint sich zum wichtigsten Entscheidungsmoment für Bauherren zu mausern, wobei stets vorgeschobene Kostenplanungen auf einmal keine Rolle mehr spielen. Waren es die enigmatischen Renderings der rekonstruierten Geschichtsbilder oder das schamlose „History-Marketing“ des „Canaletto-Blickes“, welche das Habenwollen auslöste?

Ein anderer Fall, Potsdam: Nachdem dort bereits der Brandenburgische Landtag im dank einer generösen Spende des SAP-Gründers Hasso Plattner wiederaufgebauten Stadtschloss Quartier bezogen hat, soll nun unweit davon die nur noch in Bruchteilen existierende Garnisonkirche rekonstruiert werden. Der Bürgerverein „mitteschön“, dem prominente Neu-Potsdamer angehören, halluziniert seit Jahren und mit großer Medienwirksamkeit über ein Bild des alt/neuen Potsdam. Diese „Neue Mitte“ symbolisiert neben den wiedererweckten preußischen Tugenden ebenso die Macht einer gesellschaftlich-kulturellen Elite, die ein ganzes Stadtzentrum auf den ihr genehmen Sinngehalt hin rekonstruiert. Es spielt offensichtlich keine Rolle, dass ausgerechnet in der Garnisonkirche 1933 der „Tag von Potsdam“ statt fand, auf dem sich Adolf Hitler ostentativ an die Seite des „Ersatzkaisers“ Paul von Hindenburg stellte. Obschon sich der Wiederaufbau aus Geldmangel verzögert, muss die Causa Garnisonkirche im Focus bleiben, schon allein, da sie dabei ist, sich zu einem echten Skandal zu entwickeln.

Eike-Christian Heine

Universität Stuttgart

Vom Schaufeln und Zotteln

Der Produktionsprozess der Erdarbeit und die Körper der Erdarbeiter im 19. Jahrhundert

Eine große Herausforderung bei Infrastrukturprojekten ist bis heute die Herstellung einer möglichst ebenen Trasse. Das macht die Bewegung großer Mengen Erde notwendig. Bis ins 20. Jahrhundert spielte Muskelkraft beim Bau von Dämmen oder Einschnitten bei Kanal-, Eisenbahn- und Straßenprojekten die Hauptrolle, nur langsam setzte sich die Mechanisierung durch. Auch wegen einer schwierigen Quellenlage muss für die Forschung bis heute Jürgen Kockas Urteil aus dem Jahr 1990 gelten, dass über diese Arbeitergruppe wenig bekannt ist, auch wenn in den 1870er Jahren im Deutschen Reich mehr Menschen im Eisenbahnbau als in der Montanindustrie arbeiteten.

Im Mittelpunkt der Beobachtung stehen der Produktionsprozess der Erdarbeit und die Körper der Erdarbeiter im 19. Jahrhundert. Einige wenige überlieferte Autobiografien von Erdarbeitern erlauben, zusammen mit Handbuchliteratur und sozialpolitischen Diskursen, den Produktionsprozess sowie die Selbstwahrnehmung dieser Arbeiter zu rekonstruieren.

Vier Themen stehen dabei im Zentrum: Bei der Schilderung von Akkordarbeit werden die Belastung, der Verschleiß und die Gefährdung des Körpers beim Hacken, Schaufeln und Karren (auch Zotteln genannt) deutlich. Der Körper spielte überdies eine zentrale Rolle in der Selbstinszenierung der Arbeiter, neben der Betonung von Stärke und Geschicklichkeit wird seine Gefährdung immer wieder thematisiert. Anders als bei Bauprojekten in Städten stellte die Unterbringung und Versorgung der Arbeiter auf dem Land eine eigene Herausforderung dar, die im dritten Schritt vorgestellt wird. Abschließend ist die zentrale Rolle von Alkohol als Mittel im Produktionsprozess zu analysieren. Denn Alkohol spielte eine wichtige Rolle in der Kultur der Erdarbeiter, er erzeugte Abhängigkeit von den Arbeitgebern, schuf Ablenkung wo keine war, und bedeutete einmal mehr die Gefährdung des Arbeiterkörpers.

Kerstin Renz

Universität Stuttgart

Der Krieg als Auftraggeber — Industriebau im Ersten Weltkrieg

Zwischen Staatsdirigismus und unternehmerischem Interesse

Zu spät erkannte der Deutsche Werkbund (DWB) die Potentiale, die die Industrie als Auftraggeber für seine Mitglieder bereithielt. Der herbeigesehnte Erste Weltkrieg als „reinigendes Gewitter“ und potenter Auftraggeber begünstigte andere: Ingenieur- und Architekturbüros, die sich bereits seit den Gründerjahren auf die Bedürfnisse der Industrie spezialisiert hatten. Zusammen mit den großen Betonbauunternehmen erlebten einige dieser Planer während des Kriegs eine Phase intensivster Produktion für kriegswichtige Unternehmen. Der zivile Bausektor kam unterdessen nahezu zum Erliegen. Die Industriearchitektur im Ersten Weltkrieg entstand im Spannungsfeld von staatlichem Wirtschaftsdirigismus und privatwirtschaftlich-renditeorientierter Unternehmenspolitik. In diesem genuin heteronomen und hochkomplexen Umfeld entwickelten sich Ansätze einer autonomen Architektur, deren monumental-skulpturale und teilweise experimentelle Hybris eng mit der perversen Situation des internationalen Wettrüstens verknüpft war. Vom mittelständischen Betrieb bis zur großen Aktiengesellschaft erhielten eine Vielzahl von Unternehmen kriegswichtige Aufträge, gebaut wurden durchaus nicht nur ephemere Provisorien, sondern auch repräsentative Massivbauten, die als Kapitalanlage für eine Nach- und Umnutzung in Friedenszeiten vorgesehen waren. Das sogenannte Hindenburg-Programm, das der Rüstungsindustrie zu einer erhöhten Produktion verhelfen sollte, kurbelte ab 1916 die Bautätigkeit weiter an. Doch erheblicher Rohstoffmangel, Transportschwierigkeiten und mangelnde Arbeitskräfte standen den gewünschten Steigerungsraten im Weg. Problematisch war zudem die Spirale der Kapitalbeschaffung über Kriegsanleihen.

Die vom Kriegsverlauf und seinen Kapitalflüssen abhängige Industriearchitektur von 1914 bis 1918 ist bisher wenig erforscht, deshalb soll das Spektrum der Fragestellungen für die Architekturwissenschaft aufgeweitet werden und mittels der Fallbeispiele des süddeutschen Industriebaubüros von Philipp Jakob Manz sowie der Firmen Krupp und AEG eine methodische Vorgehensweise vorgestellt werden.

Claudia Marra

Universität Basel

Die Architekten von S. Giustina

Zu Vertragsbindung und Entwurfsfreiheit in einer Kirchenbaustelle des 16. Jahrhunderts

Architekturtheoretische Traktate des 16. Jahrhunderts postulieren eine weitestmögliche Ferne des Architektenberufs vom Baumaterial und der praktischen Umsetzung der Entwürfe. Auch in der kunsthistorischen Forschung wird der Architekt der frühen Neuzeit als eine Künstlerpersönlichkeit betrachtet, dessen Tätigkeit im zeichnerischen Erfassen von Entwürfen besteht; die daraus resultierenden Bauten gelten dabei als auf seine Urheberschaft zurückgehende Kunstwerke. Ein Blick auf die praktischen Umstände des Bauens im 16. Jahrhundert lässt allerdings ein viel differenzierteres und komplexeres Bild zum Vorschein treten.

Der Neubau von S. Giustina in Padua war eine der größten Unternehmungen der Casinensischen Kongregation, einem Benediktiner Reformorden. Deren Baugeschichte zog sich über mehr als ein Jahrhundert, und stand unter der Beteiligung zahlreicher Architekten (darunter Andrea Briosco, Alessandro Leopardi und Andrea Moroni). Bedingt durch die komplexe Baugeschichte und die Tatsache, dass viele der Unterlagen für die Verwaltung des Neubaus sorgfältig aufbewahrt wurden, bietet sich die Baustelle von S. Giustina für eine Rekonstruktion und Untersuchung der Arbeitseinteilung in einem größeren Baugeschehen des 16. Jahrhunderts. Insbesondere die zahlreichen Verträge mit den verschiedenen Architekten geben Auskunft über deren Aufgaben und deren Rolle innerhalb des Baugeschehens. Daraus geht hervor, dass der jeweilige Architekt durch eine große Anzahl von Klauseln an den Auftraggeber gebunden war. Die gestalterischen Möglichkeiten, die sich ihm boten, waren durch zahlreiche Faktoren eingeschränkt.

Vor diesem Hintergrund wird nicht nur deutlich, dass eine auf künstlerische Leistung beschränkte Auffassung des Architektenberufs revidiert werden sollte; die Beteiligung mehrerer Architekten und die zentrale Rolle der Kongregation innerhalb der Fertigstellung des Bauvorhabens werfen grundsätzliche Fragen nach der Bedeutung von Autorität in der Architektur auf.

Sektion 2 — Gesetze und Vorschriften

Vor der ersten Bauentscheidung eines Bauherrn, vor dem ersten Strich des/der Architekten/-in stehen bereits Vorschriften seitens Politik, Ämtern, Behörden und Fachverbänden. Diese sind Teil einer Tendenz zunehmender Regulierung mit dem Ziel, Risiken und Interessenskonflikte zu vermeiden. Bauordnungen und Bebauungspläne definieren sowohl wo oder wo nicht gebaut werden darf, als auch die Ausnutzung der Parzellen, Abstände zu Grundstücksgrenzen, Belichtungswinkel, Dachneigung und zum Teil sogar die Materialverwendung oder den Fensteranteil der Fassade. Hinzu kommen, vermehrt in den letzten Jahrzehnten, Vorgaben hinsichtlich Sicherheit, Ökologie und anerkannte Regeln der Baukunst, wie zum Beispiel die DIN-, Euro- oder DIS-Normen. Diese werden häufig von Verbänden oder Instituten erstellt, haben aber einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Entstehung von Architektur und die Handlungen der Akteure. Wie entstehen solche Normen und Vorschriften? Was ist der Anteil von politischen Entscheidungen, öffentlicher Meinung und partikularen Interessen? Was genau wird im Baurecht vor- und was schließlich in die Bauwerke eingeschrieben? Welchen Anteil besitzen Normen und Regulierungen an der Architektur, dem fertigen Bauwerk?

Moderation: Gernot Weckherlin

Doris Hallama

Universität Innsbruck

Mythos Materialgerechtigkeit — Schutzhüttenbau im Hochgebirge

Zwischen energetischer Normierung und traditioneller Form

Im Schutzhüttenbau der Alpenvereine schwingt in besonderer Weise die Vorstellung von übermittelten Bautraditionen, von ortsgebundenem Material und ebensolchem Formenrepertoire mit. Auch scheinen hierbei logistische, dem Bauablauf geschuldete sowie klimatische Bedingungen zwingend und offensichtlich Konstruktion und Form der Architektur vorzugeben. Bei genauerem Blick auf solche Schutzhütten wird jedoch schnell augenfällig, dass die wenigsten dieser Vorstellungen auch zutreffen.

Diese Ambiguität zwischen Voraussetzung und Sichtbarkeit im Verhältnis von Material und Architektur wird an zwei Innovationsschüben im Hüttenbau exemplifiziert. Das ist erstens der mögliche Einsatz industriell vorgefertigter Bauteile, die zu einem Neudenken alpiner Hüttenarchitektur führte, und zweitens die grundsätzliche Verpflichtungserklärung der Alpenvereine zu einem sogenannten umwelt- oder ressourcengerechten Bauen. Während in Frankreich, wo sich eine Fertigteilindustrie etabliert hatte, die erstgenannte Entwicklung deutlich sichtbar zu Tage trat, ist die Präfabrikation bei den Hütten des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins lange nicht formwirksam gewesen. Beginnend mit der ökologischen Krise Ende der 1970er Jahre führten die Diskussionen um Energie- und Klimawende zu einer Reihe von Vorgaben und Regelwerken bezüglich umweltgerechterer Bauweisen. Die Folge waren aber keine direkten Baumaßnahmen oder veränderte architektonische Ansprüche, sondern Landes-, Bundes- und EU-weite Förderinstrumente und Zertifizierungsprogramme. Erst über den Weg der finanziellen Subventionierung finden diese Ziele auch ihre architektonische Umsetzung. Dabei sind drei zum Teil paradoxe Abhängigkeiten zwischen Form und Material sowie den klimatischen Bedingungen auszumachen: a) Die Hütten sehen so aus wie ihr Subventionsprogramm; b) Sie werden energetisch optimiert und normiert, sehen jedoch aus wie sie immer ausgesehen haben; c) Das Argument des ökologischen Bauens wird genutzt, um zeitgemäße Entwürfe durchzusetzen und die Beziehung von Architektur und Ort über die klimatischen Bedingungen neu zu formulieren.

Julia Gill

Berlin

Klimaschutz und Gebäudehülle

Neuer Sichtbeton für den Wohnungsbau

Um der Erderwärmung entgegenzuwirken, sollen im Jahr 2050 alle Gebäude in Deutschland klimaneutral sein. Die energetische Ertüchtigung der Bauten soll vor allem durch eine Reduktion der Transmissionswärmeverluste über die Gebäudehülle erreicht werden — mit anderen Worten: Wände und Dächer sind künftig stärker zu dämmen und vor allem im Wohnungsbau greift man hierfür oft auf Wärmedämmverbundsysteme zurück. Deren Einsatz jedoch wird aus gestalterischen, wirtschaftlichen und ökologischen Überlegungen zunehmend kritisch bewertet. Damit scheint sich für Sichtbeton als Fasadensmaterial ein neues Gestaltungspotenzial zu eröffnen. Es lassen sich unterschiedliche Tendenzen beobachten, denen eines gemeinsam ist: Sie verändern nicht nur die visuellen und haptischen Eigenschaften des Baustoffs, sondern auch sein Image.

In den Großsiedlungen der 1960er und 70er Jahre war Beton zugleich Mittel und Ausdruck rationaler und serieller Bauweisen, die durch schnelle und preisgünstige Fertigung qualitätvollen Wohnraum jedermann zugänglich machen sollten. Meist in den Dienst der großen Form gestellt, wurden die haptischen und atmosphärischen Qualitäten des Materials allerdings oft erst in zweiter Linie bedacht, was auch dazu geführt haben mag, dass der Werkstoff bald zum pauschalen Feindbild in weiten Kreisen der Bevölkerung wurde. In der Folge dieser Kritik verschwand der sichtbare Beton ab den 1980er Jahren im deutschen Wohnungsbau fast komplett von der Bildfläche.

Im Kontext neuer Wärmeschutzanforderungen widmeten sich in den vergangenen Jahren verschiedene Forschungsprojekte neuen Fertigungsverfahren für ein- und zweischalige Sichtbeton-Außenwandkonstruktionen. Einige der Ansätze werden hier vorgestellt. Sie stützen die These, dass der gestalterische Schwerpunkt beim Entwurf der Bauten nicht länger auf der plastischen Formbarkeit des Betons liegt, sondern auf seiner Oberflächenqualität, die durch Zuschläge und Oberflächenbehandlungen erreicht wird.

Dadurch verändert sich die Rezeption des Materials grundlegend: von hart und kalt zu weich und warm, und damit von kostengünstig und egalisierend zu teuer und exklusiv.

Anke Blümm

Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg

Verordnete „Baukultur“

Bau- und Architektengesetzgebung im Nationalsozialismus

Die Zeiten, in denen die Akteure im Bauwesen ihre Arbeit als „eingeschränkt“ und „überreguliert“ empfunden haben, und Zeiten, in denen eine übergroße Freiheit des Bauens und ein grenzenloses *laissez faire* beklagt wurden, scheinen sich innerhalb der letzten 150 Jahre abgewechselt zu haben.

Nach 1933 mehren sich jedenfalls in den Bauzeitschriften die Stimmen von Autoren, die sich von den neuen nationalsozialistischen Machthabern eine Verbesserung der allgemeinen architektonischen Qualität erwarten. Jenseits der kulturpolitischen Kämpfe um Steil- oder Flachdach, die bereits in der Weimarer Republik für Aufmerksamkeit gesorgt hatten, waren die zwei rechtlichen Ursachen für die unbefriedigende Situation im Bauwesen schnell ausgemacht: die Bau- und Gewerbefreiheit.

Tatsächlich gingen unter dem Schlagwort der „Hebung der Baukultur“ nach 1933 von unterschiedlichen NS-Behörden gesetzliche Initiativen aus, den Architektenberuf zu schützen und das Bauen einer ästhetischen Kontrolle zu unterwerfen. Beiden reichsweiten Vorhaben, der Architektenanordnung von 1934 und der Baugestaltungsverordnung von 1936, war aus unterschiedlichen Gründen jedoch nicht der erwünschte Erfolg beschieden.

Es werden hier beide Anordnungen vorgestellt, ihr Zustandekommen, ihre Ziele und ihr Misslingen in Bezug auf die „Hebung der Baukultur“ erläutert. Als eine der wesentlichen Schwierigkeiten stellte sich heraus, dass die inhaltliche Definition des Begriffs unklar blieb.

Heute hat die Förderung der „Baukultur“ wieder große Popularität und wird durch die Bundesstiftung Baukultur gesellschaftlich verankert. Die Frage ist demnach, was aus den damaligen Verhältnissen gelernt werden kann und ob nicht auch heute der Begriff eher hinderlich ist, als dass er der Erreichung der gewünschten Ziele dient.

Philipp Dechow

Karlsruher Institut für Technologie

Gestaltungssatzungen der „zweiten Generation“

Vom bewahrenden zum ermöglichenden Instrument

Das planerische Instrument der Gestaltungssatzung soll geschlossene Ortsbilder schützen und für Um- und Neubauten verbindliche Gestaltungsprinzipien festsetzen, um die Einheitlichkeit des Bildes zu bewahren. Die Satzungen, die insbesondere in den 1980er und 90er Jahren aufgelegt wurden, zogen schnell Unmut auf sich, von Bauherren ebenso wie von Architekten, die sich von den vielen detaillierten Festsetzungen gegängelt und in ihren gestalterischen Freiheiten und Nutzungsmöglichkeiten unnötig stark eingeschränkt fühlten.

Die jüngste Entwicklung zeigt nun ein wieder erstarkendes Interesse der Kommunen an solchen Satzungen. Der Hintergrund sind neue Herausforderungen, mit denen sich viele Gemeinden konfrontiert sehen. Sie beruhen größtenteils auf den weitreichenden Veränderungen der Gesellschaft, dem demografischen Wandel, dem Strukturwandel in der Wirtschaft und mehr noch dem Wandel der Lebensstile. Mit der Pluralisierung der Gesellschaft entstehen neue Bedürfnisse, die sich in den historischen Siedlungsbereichen mit an traditionelle Bauweisen angepassten Neubauten oft nicht mehr angemessen befriedigen lassen. Damit verändert sich nun auch die Ausrichtung der Satzungen, deren Ziel nicht mehr das Bewahren des Ortsbildes sein kann, sondern die den Wandel gestalten müssen und Wege suchen, neue Lebensformen harmonisch in historische Umgebungen einzupassen. Die Satzung wird damit vom bewahrenden zum ermöglichenden Instrument.

Am Beispiel des Ortes Münchingen bei Stuttgart lässt sich eine solche Satzung der „zweiten Generation“ erläutern. Sie baut auf dem Prinzip der Evolution architektonischer Formen und Proportionen auf, welches Georg und Dorothea Franck im Buch „Architektonische Qualität“ darlegen. Evolutionäre Prozesse sind dabei sowohl für die Analyse wie für die Weiterentwicklung der Formen die Grundlage. Dies erlaubt eine präzisere Rahmensetzung als bisher und damit deutlich schlankere Satzungen, welche den Nutzern und Planern ungleich mehr Gestaltungsspielraum geben.

Sektion 3 — Material und Technik

Stehen Architekten/-innen meist bewusst reagierend ökonomischen Zwängen und Baugesetzen gegenüber, so wird die Phase der Ausführung des Entwurfs jedoch oft als reiner Umsetzungsprozess gesehen, in dem Handwerker nur mehr ausreichend geleitet und überwacht werden müssten, um Kosten zu begrenzen und Qualität sicherzustellen. Diese Sicht wird der Komplexität der Prozesse, die vom Werkplan zum fertigen Bauwerk führen, allerdings nicht gerecht. Die Organisation der Arbeit auf der Baustelle, die Entwicklung der Bautechnik und die Innovationen im Materialbereich haben zweifelsfrei zum Teil großen Einfluss auf das, was gebaut werden kann und was gebaut wird. Welches sind zum Beispiel die Bedingungen, Möglichkeiten und Anforderungen, die ein Baumaterial den Architekten/-innen vorgibt? Welche Rolle spielen die Fähigkeiten und die Expertise der Unternehmer und Handwerker? Welchen Einfluss üben neue Technologien aus? Welche Kommunikations- und Austauschprozesse spielen sich auf der Baustelle ab, und was sind deren Medien und Techniken?

Moderation: Tilo Amhoff

Philipp Oswalt

Universität Kassel

Anonyme Moderne — Architektur der Patente

Das Verständnis der Architektur der Moderne folgt einer heroischen Geschichtsschreibung: heroische Architekten schaffen ikonische Bauten, die Geschichte schreiben. Die Realität der Architekturpraxis ist weitgehend eine andere. Die Moderne als Prozess vollzieht sich in der Akkumulation einer Vielzahl von meist kleinen Veränderungen in den unterschiedlichsten Bereichen.

Patente repräsentieren und dokumentieren diese Geschichte der Mikromoderne, einer Geschichte der Erfindung und ständigen Weiterentwicklung einer Vielzahl von Elementen und Methoden. Aus deren Akkumulation entsteht die Architektur der Moderne.

Moderne Bauten sind nicht holistische Entitäten, sondern Aggregate einer Vielzahl von Komponenten. Jedes Mikroelement selbst bildet sich in einer technischen Evolution aus, deren Vielzahl an Mikroschritten durch die Abfolge von sich aufeinander beziehenden Patenten nachvollziehbar wird.

Das bautechnische Wissen hat sich damit von handwerklichen Traditionen in technische Produkte verlagert. Handwerkliche Kulturen beruhen auf dem impliziten Wissen der Handwerkstraditionen, von lebendigen lokalen Praktiken. Mit der Moderne wurde das bautechnische Wissen in Patenten explizit gemacht und in die Produkte verlagert. Daher können moderne Bautechniken unabhängig von lokalen Baukulturen weltweit eingesetzt werden. Obwohl das Patent Wissen privatisiert und Autoren fixiert, ist es der Motor einer kollektivistisch, global organisierten Wissensproduktion.

Durch die Entwicklung der Bautechnik haben sich moderne Bauten mehr und mehr zu disparaten Agglomeraten heterogener Elemente entwickelt. Der Krise des architektonischen Objekts bei einem Großteil des Gebauten liegt diese fehlende Kohärenz zu Grunde. Durch das stete Anwachsen von bautechnischen Möglichkeiten und Erfindungen sind Architekten immer weniger in der Lage, diese Komplexität alleine zu beherrschen und zu gestalten. Eine Hauptherausforderung der Architektur der Gegenwart ist es, vor diesem Hintergrund neue Formen der Kohärenz zu erlangen.

Michael Dürfeld

Humboldt-Universität zu Berlin

Architected Materials

Von der Produktionsbedingung zum Gestaltungsprodukt

Die seit den letzten Jahren sprunghaft zugenommene Materialpalette, die dem Architekten zur Verfügung steht, stellt ihn vor neue Herausforderungen. Wo früher noch ein paar Produktordner der Firmen ausreichten, sind nun aufwändige Recherchen in Materialdatenbanken notwendig.

Verschiebt man den Blick von den neuen Materialien als Produktionsbedingungen der Architektur, hin zu den neuen Produktionsbedingungen dieser Materialien, dann öffnet sich die Möglichkeit, nicht nur ein weiteres neues Arbeitsfeld des Architekten zu erkennen, sondern auch Architektur, Material und Struktur grundlegend neu zu denken.

Architected Materials sind auf Mikro- und Nanoebene künstlich gestaltete Materialien. Der Begriff *architected* verweist dabei auf das besondere Merkmal dieser Gestaltung, die die räumliche Struktur des Materials modifiziert. Ausgangspunkt hierfür sind die aktuellen Materialforschungen, die zeigen, dass ein Material je nach Größenskala unterschiedliche Strukturen aufweist. Diese *hierarchical levels of material structures* sind die Ursache dafür, dass ein Material unterschiedliche Eigenschaften annehmen kann. Die schon seit geraumer Zeit ausgiebig untersuchten Nanostrukturen einfacher Geometrien, die meist planar in eine feste Matrix eingebunden sind, werden nun weiterentwickelt zu raumfüllenden Strukturen mit komplexen Geometrien. Die Materialwissenschaft — ein interdisziplinäres Team aus Chemikern, Physikern und Biologen — wird zu einer Gestaltungsdisziplin, aber fast immer fehlt der professionelle Gestalter von Raumstrukturen in diesem Team: der Architekt.

Damit wird der Blick auf interdisziplinäre Forschungsprojekte gerichtet, die aktuell Materialforscher und Architekten zusammenführen. Das neue Aufgabenfeld des Architekten als Materialgestalter soll kurz skizziert werden, um grundlegende Fragen nach dem Verhältnis von Architektur, Material und Struktur zu stellen.

Erik Maroko

Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg

Die verschifften Kirchen

Architekturteile aus Konstantinopel in Ravenna

Für die frühchristlichen Kirchen Ravennas sind in erheblichem Umfang marmorne Bauglieder aus den Brüchen der Marmara-Insel bei Konstantinopel eingeführt worden. Die Architekturteile in Form von Säulen, Schrankenplatten etc. sind oft komplett vorgefertigt und dokumentieren einen Austausch, der den gesamten östlichen Mittelmeerraum umfasste. Seinen Höhepunkt erreichte er in der Zeit Kaiser Justinians I.

Diese Austauschstrukturen, so hier die These, lassen sich weder rein ökonomisch noch politisch erklären. Zeitgenössische Quellen erlauben Rückschlüsse auf einen Gaben-transfer zwischen dem byzantinischen Kaiser und den Ravennater Bischöfen, in dessen Rahmen es nicht auf eine materielle Gleichwertigkeit der Güter ankam. Gaben und Geschenke besaßen vor allem die Funktion, Beziehungen zu knüpfen und zu erhalten — und dies auch über die Welt hinaus, da sie häufig an das Jenseits gerichtet waren.

Dieser Austausch ist im Rahmen der Architekturpraxis bisher kaum untersucht worden; es gibt Anzeichen dafür, dass er als konstitutiv für große Teile des mittelalterlichen Bauens bis hin zu Karl dem Großen anzusehen ist.

Uli Matthias Herres

Hochschule Luzern

Spuren des Handwerks

Im Kontext bestimmter Tendenzen in postindustriellen Gesellschaften, speziell der gegenwärtigen Mechanisierung und Digitalisierung von Produktionsprozessen, erscheint es lohnend, sich dem vorurteilsbelasteten Begriff „Handwerk“ objektiv zu nähern. Dies betrifft besonders die Architektur bzw. deren physische Ausführung.

Dazu muss der Begriff, von allen soziologischen oder historischen Bedeutungen befreit, als eine ‚Fertigungsweise‘ des Bauens beschrieben werden. Für eine solche Definition kann nur relevant sein, was direkte Auswirkungen auf das Bauwerk als Produkt hat — doch würde eine Eingrenzung auf rein technische Aspekte zu kurz greifen.

Eine solche Betrachtung der Fertigung geschieht mit dem Blick auf die Spuren, welche sie am Bauwerk hinterlässt. Naheliegend sind physische Merkmale, die zum Beispiel durch Werkzeuge oder eine annähernde Arbeitsweise entstehen; doch hinterlassen auch bestimmte Entscheidungen während des Fertigungsprozesses Spuren.

Auf der Grundlage der Analyse dieser Spuren schlage ich sieben Thesen handwerklicher Fertigung der Architektur vor. Diese ist demnach zielgerichtetes, individuelles Machen, welches in einen iterativen Prozess eingebettet ist. Sie beruht auf spezifischem Werkzeug und Material und dem Zusammenwirken von impliziten und expliziten Wissensformen. Sowohl das Risiko des Scheiterns als auch die Einschätzung der Angemessenheit der einzusetzenden Mittel liegen letztlich beim Ausführenden selbst; dies setzt ein Ethos beim Ausführenden voraus.

Eine handwerkliche Fertigungsweise umfasst die Bewertung des zu schaffenden Einzelteils innerhalb des Gesamtzusammenhangs des ganzen Bauwerks. Damit ist die Frage des Umfangs von Verantwortlichkeiten ein deutliches Unterscheidungsmerkmal handwerklicher Fertigungsweisen. Sie bedeutet auch ein Entwerfen mit Reaktionsräumen, mit Raum für Toleranzen und den bewussten Umgang mit Spuren, mit deren Auftreten ohnehin zu rechnen ist. Deren Einschätzung und Vorwegnahme ist Erfahrungswissen, auch auf Seiten des Architekten.

Torsten Lange

Eidgenössische Technische Hochschule Zürich

„Handwerkelei“ als Prinzip?

Amateurarbeit und industrielles Bauen in der DDR

Die Architekturproduktion in der DDR war seit Ende der 1950er Jahre — vor allem im Wohnungsbau — stark durch die Industrialisierung des Bauwesens geprägt. Dabei standen wissenschaftlich-technische Methoden, Fortschrittsglaube, Rationalisierung und Expertentum im Vordergrund. Zentrale Akteure sprachen euphorisch von der „Überwindung der Handwerkelei“ in Folge gesetzmäßiger Entwicklungen — eine Sichtweise, die nicht zuletzt den offiziellen Diskurs unter Architekten, Theoretikern und Vertretern des Staatsapparats nachhaltig prägte.

Gleichwohl zeichnen Zeitzeugenberichte, Ratgeber zur Selbsthilfe bei Reparatur- und Bauarbeiten, verschiedene Mieter- und Verbraucherzeitschriften sowie die Nachlässe wissenschaftlicher und staatlicher Institutionen des Bauwesens die Konturen einer anderen Wirklichkeit, die dem propagierten Bild einer umfassenden und effizient industrialisierten Bauproduktion gegenübersteht. Die staatlich forcierte Aktivierung der Bewohner für Bau- und Reparaturaufgaben im Wohnungsbau ist Indiz, dass Handwerkelei ein zentrales Prinzip blieb. Unter dem Eindruck zunehmender Material- und Ressourcenknappheit wurde dies in Fachkreisen seit den späten 1970er Jahren auch offener reflektiert und Ansätze einer theoretischen Fundierung für die Nutzerbeteiligung am Bauprozess diskutiert.

All dies ist ein von der Geschichtsschreibung bisher wenig beachteter Aspekt. Betrachtet werden sowohl offizielle Grundsätze, Strategien und Instrumentarien, wie die „Mach-Mit“-Wettbewerbe als auch die Rolle bestimmter Medien, wie das vom Verlag für Bauwesen herausgegebene „Magazin für Haus und Wohnung“. Zudem werden Phänomene spontaner individueller Äußerung, wie die mit Argwohn betrachteten Balkongestaltungen im Massenwohnungsbau, diskutiert. Dadurch soll der Blick auf komplexe und oft widersprüchliche Entwicklungen gelenkt und Begriffe und Bilder von sozialistischer Modernität hinterfragt werden.

Podiumsdiskussion — Moderation: Carola Ebert

Daniel Grünkranz

Wien

Akteure der Architekturproduktion — Ein aktueller gedanklicher Zugang

Architektur unterscheidet sich von anderen Systemen der Gesellschaft durch die Konditionierung von Raum im Gegensatz zur Umwelt. Der Soziologe Dirk Baecker definiert Architektur als Formbildung im Medium der Abschirmung. Architektur setzt Differenzen zwischen Innen und Außen mittels Abschirmungen. Der architektonische Wert ist sich demnach der Abschirmung immer sicher, unabhängig von ästhetischen, nutzungsspezifischen, konstruktiven, technischen, ökonomischen, ökologischen oder auch bürokratischen Implikationen. Auf der einen Seite steht die Abstraktion der Architektur als distinktes System, auf der anderen Seite bildet diese Reihe von Verwicklungen dennoch ein Milieu, das Einfluss auf das System nimmt und mit dem das System wiederum durch seine Struktur umgeht.

Architekten/-innen nehmen eine bestimmte Rolle in der Bildung des Milieus ein, in dem sich Architekturproduktion vollzieht. Die Konstitution von Produktionsbedingungen ist aber eine heterogene Angelegenheit und ist gekennzeichnet durch das Setzen und Transformieren von Handlungsprogrammen wie auch durch Werte unterschiedlicher Akteure. Es ändern sich ständig Bereichsgrenzen, Strategien und Prozesse. Architekten/-innen bilden eine Form von Akteuren, die sich nicht allein auf menschliche beschränkt, sondern zum Beispiel ebenfalls technische Akteure inkludiert. Durch Interaktionen treten Akteure in Beziehung und konstruieren bzw. transformieren so das produktive System. Diese Dynamik bedeutet auch, dass produktive Systeme instabil werden können. Hinsichtlich ihrer Untersuchung liegt die Herausforderung in einer Vielzahl an Handlungsprogrammen und Varianten, wobei sich ein breites Forschungsfeld ergibt. Vor diesem gedanklichen Hintergrund und mit Rücksicht auf die Vielfältigkeit der thematischen Materie stellt sich wiederkehrend die Frage, wie eine Reihe von Institutionen, Organisationen, Individuen, Entitäten und Technologien architektonische Produktionsbedingungen konstituieren und transformieren.

Silke Ötsch

Universität Innsbruck

Architekturwissenschaft als ArchitektInnensoziologie und Wissensumsetzungsschaft

Architekturkritik und -vermittlung und die universitäre Lehre widmen sich in besonderem Maße Bauwerken, die als beispielhafte Leistung talentierter ArchitektInnen gelten. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen werden selten analysiert. Diese ermöglichen jedoch, dass bestimmte Arten von Architektur entstehen, etwa über die Verfügbarkeit finanzieller Mittel, spezifische Arten der Nachfrage durch bestimmte Typen von BauherrInnen, Baugesetzgebung etc. Die Debatte konzentriert sich auf die Mikro- und Handlungsebene, während die strukturelle Ebene und die Meso- oder Makroperspektive tendenziell weniger beachtet werden.

Eine Architekturwissenschaft, die diese Lücke füllen will, sollte zunächst fragen, welche gesellschaftlichen Strukturen oder Entwicklungen Architektur in besonderem Ausmaß beeinflussen. Produktionsbedingungen der Architektur können einerseits aus der Perspektive der Berufs- und Arbeitssoziologie erschlossen werden, quasi als ‚ArchitektInnensoziologie‘. Zweitens bietet die politische Ökonomie Werkzeuge, um Marktlogiken bzw. -rechtfertigungen zu verstehen, die auf andere Orientierungsmuster wie Berufsethik einwirken. ArchitekturwissenschaftlerInnen sollten sich aber auch ihrer spezifischen Kompetenzen bewusst sein. Im Vergleich zu Geistes- und Sozialwissenschaften ist Architektur stärker umsetzungsorientiert. Über die IngenieurInnen zugeschriebene Optimierung bestehender Techniken hinaus, arbeiten ArchitektInnen prozesshaft, kreativ und in komplexen Zusammenhängen. Forschung zu Transformation zeigt, dass sich westliche Gesellschaften aufgrund der planetarischen Grenzen grundlegend umstellen müssen. Unklar ist, wie aus naturwissenschaftlichem Wissen gewonnene Erkenntnisse in Handlungen übersetzt werden können. Ich stelle zur Diskussion, ob eine Architekturwissenschaft im Sinne einer sozialen und ökologischen Transformation benötigtes Umsetzungswissen bereitstellen kann — als neue ‚Wissensumsetzungsschaft‘.
